

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 14 (2001)
Heft: 12

Artikel: Die Besten 2001 : Landschaft, Architektur, Design
Autor: Eggenberger, Christian / Gantenbein, Köbi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-121750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Landschaft			Architektur			Design		
1	2	3	1	2	3	1	2	3

Wie der Hase läuft

Zum neunten Mal schon veranstalten SF DRS und Hochparterre die endjährige Würdigung «Die Besten», und was neun Jahre währt, erhält scharfe Konturen. So konzentrieren wir uns dieses Jahr auf drei einander verbundene Kategorien, die das Postulat «Design vom Löffel bis zur Stadt» umsetzen. Die drei Kategorien heissen Landschaft, Architektur und Design. In den drei Jurys sassen je fünf Mitglieder, die alle je fünf Kandidatinnen und Kandidaten nominiert und dann in den Jurysitzungen vorgestellt und verteidigt haben. Die Jurorinnen und Juroren mussten schliesslich ohne Wenn und Aber je einen ersten, zweiten und dritten Platz besetzen. Sie klagten, stärker gefordert zu sein als das Nobelpreis-Komitee; denn hierzulande würden viele

schöne Gärten gestaltet, viele guten Häuser gebaut und viel gelungenes Design realisiert. Nach langen und engagierten Debatten war es schliesslich vollbracht: Die besten Plätze, Häuser und Gegenstände, realisiert in der Schweiz 01, sind erkoren. Diese etwas spezielle Ausgabe von Hochparterre stellt die neun ausgezeichneten Arbeiten vor und präsentiert ein Panorama von prominenten Architekten aus Basel und Zürich bis zur Schmuckdesignerin Simone Gugger, die eben erst ihr Designstudium an der HGK Zürich abgeschlossen hat. Das Schweizer Fernsehen tut desgleichen, und zwar am kommenden Sonntag um 22.25 Uhr in der Kultursendung «B. Magazin» auf SF 1. Und wie jedes Jahr ist der Hase mit von der Partie. Er purzel-

te aus dem Zylinder, putzte seinen Schnurrbart, hüpfte vom Hochparterre zum Fernsehen und feierte dieses Jahr sein Finale in der Barbuchhandlung Sphères in Zürich. Dort hat er mit den Preisträgerinnen und Preisträgern angestossen, sich mit den Promis fotografieren lassen, der hoch berühmten Hasenrede gelauscht und ist schliesslich in Gold, Silber oder Bronze mit seinen Preisträgern nach Hause gegangen – als Trophäe, die die Schmuck-Designerin Bruna Hauert von Friends of Carlotta aus Zürich hasengleich entworfen hat.

Christian Eggenberger
Redaktionsleiter B. Magazin, SF DRS

Köbl Gantenbein
Chefredaktor von Hochparterre

Landschaft

1

2

3

Architektur

1

2

3

Design

1

2

3

Naturschutzgebiet Baggerloch

Der Hase in Gold für Landschaftsarchitektur geht an das Institut für Landschaftspflege und Umweltschutz (ILU) von Ottomar Lang. Seine Wiederbelebung des Reuss-Deltas verbindet einen überzeugenden Entwurf mit geschickter Politik.

Schöllenschlucht, Teufelsbrücke und Sankt Gotthard. Granitmassive und steile, enge Täler. Tellspiele in Altdorf und bärtig-zähe Bergler. Ein verwinkelter, tiefer See, über den im Sommer der Föhn braust, dass einem Hören und Sehen vergeht. Eine Eisenbahn, die sich durch den Berg schlägt, eine Autobahn, die das Tal verunstaltet, und seit neuestem die Bilder lodernder Flammen im längsten Alpentunnel Europas. Das ist Uri: gefährlich, unwirtlich und menschenfeindlich – und dann dies: Vor dem Städtchen Flüelen ist im Vierwaldstättersee zwischen Strasse, Schiene und steilen Felswänden das schönste alpine Flussdelta der Schweiz entstanden: «Neptun»-Archipel, «Lorelei»-Felsen und «Mississippi»-Delta. Wasservögel, Fische und Schwimmer tummeln sich in der Flussmündung, wo vor wenigen Jahren noch Baumstämme verfaulten und Plastiktüten dümpelten.

Ein Kanal fürs Überleben

Mitte des letzten Jahrhunderts noch stellte der Fluss eine ständige Bedrohung für die Menschen dar: Immer wieder überschwemmte die wilde Reuss das mühsam dem Wasser abgetrotzte Kulturland und schob bei jedem Gewitterregen gewaltige Mengen Schutt und Geröll aus ihrem 832 Quadratkilometer grossen Einzugsgebiet in den See. 1851 wurde sie deshalb kanalisiert. Die versumpften Bodenflächen, die links und rechts des Kanals zurückblieben, gal-

ten als landwirtschaftliches «Unland». Für das scheinbar ebenso unnutzbare Flussdelta am oberen Seeende gab es eine ideale Lösung: Aus dem jahrhundertlang abgelagerten Geschiebe liessen sich Sand und Kies in grossem Stil abbaggern, ohne dass dafür Kulturland oder Waldflächen geopfert werden mussten.

Das Bewusstsein, dass der stete Abbau an natürlichen Ressourcen über Jahrzehnte hinweg das Ökosystem des Deltaraums vernichtet, ist jung. «Ich habe in den Siebzigerjahren begonnen, mich um Gewässer zu kümmern», erzählt der Landschaftsökologe Ottomar Lang. Der 63-jährige Ostdeutsche, der vor 41 Jahren als Landschaftsgärtnergehilfe in die Schweiz kam, ist ein Pionier in diesen Belangen: Er studierte in Kassel Landschaftsökologie, als in Zürich noch niemand etwas von einem Fach «Umweltwissenschaften» wissen wollte. Er erhielt schon als Student einen Forschungsauftrag vom Zürcher ETH-Institut für Orts- und Landschaftsplanung ORL zur Erarbeitung von Richtlinien für Abfalldeponien. Gleichzeitig bat ihn der Kanton Zürich anfangs der Siebzigerjahre, alle illegalen Deponien auf Kantonsboden zu kartieren – im Hinblick auf eine künftige Sanierung. «Ich habe jeden Dreckhaufen gefunden, den es im Kanton Zürich gab», erinnert sich Lang lachend, «es waren rund 1230 – gegenüber 174, von denen man offiziell wusste. Dabei entstand

meine Faszination für Kiesgruben: Sie waren höchst attraktive Plätze, um Dreck aller Art zu versenken.» In der Zwischenzeit baute er in Uster ein Institut für Landschaftspflege und Umweltschutz ILU mit 25 Mitarbeitern auf.

Interdisziplinarität ernst genommen

Ein kleiner Artikel in der «Neuen Zürcher Zeitung» über Flüelen und ein innovatives Kieswerk machten Ottomar Lang aufmerken: Man schrieb das Jahr 1979 und der Bund führte wie der Kanton Uri bei der Neuvergabe der Konzessionen für den Kiesabbau Umweltschutzauflagen ein. Das Flüelener Familienunternehmen Arnold & Co. war seit Generationen im Kies- und Sandgeschäft an Reuss und Rhone tätig. Den damaligen Patron der Firma, Hans Arnold, interessierte die Umweltverträglichkeit seines Geschäfts und er erkannte, dass es nicht getan war mit punktuellen Sanierungsversuchen im Delta. Deshalb gab er 1980 bei Ottomar Lang einen umsichtigen, langfristigen Landschaftsentwicklungsplan in Auftrag, der den Kiesabbau schonend in die Wiederherstellung eines naturnahen, vielfältigen Ökosystems an der Reussmündung integrierte. Verschiedene engagierte Naturschützer fühlten sich dupiert: Ihre Anliegen hatten politisch nie Gehör gefunden, umso hartnäckiger verteidigten sie die Deltaresten. Landschaftssanierung aber könne nur gelingen, wenn man in

Reuss-Delta, August 1997



übergeordneten Zusammenhängen, erklärt Ottomar Lang: «Deshalb habe ich von Anfang an mit dem Naturschutz ebenso wie mit den Ornithologen oder den Fischern zusammengearbeitet.» Der Zürcher Landschaftsplaner sei gekauft von der Kies-«Kompanie», hiess es zwar zu Beginn in Flüelen. Der amtierende Urner Baudirektor Brügger aber erkannte, dass das Projekt nur durch ein Zusammengehen von Ökologie und Ökonomie gelingen konnte. So wurde die Sanierung des Reussdeltas ein Beispiel für eine erfolgreiche realpolitische Kooperation: Die Firma Arnold bezahlt nach dem Verursacher-

prinzip die Restauration der Flussmündung – bis heute belaufen sich die Kosten für das Projekt inklusive Inselerschüttungen auf 11,5 Millionen Franken. Die Politik schuf mit dem kantonalen Deltagesetz von 1985 die nötigen rechtlichen Grundlagen dazu. Und die übrigen Beteiligten gaben nach und nach ihre Opposition auf.

Badestrand statt Abfallhalde

Ottomar Lang ging bereits anfangs der Achtzigerjahre mit modernen Methoden vor: Er liess ein Orthophoto erstellen und kartierte zusammen mit den Experten sämtliche aquatischen, ter-

restrischen und amphibischen Systeme des Deltas. Er erhob mit Echolotmessungen das genaue Unterwasserrelief der Flussmündung mit allen Baggerlöchern und liess davon ein dreieinhalb Meter breites Holzmodell im Massstab 1:1000 bauen. Auf der Basis dieser metergetreuen Unterwasser-Märklinlandschaft testete die Versuchsanstalt für Wasserbauten (VAW) der ETH mit einem Fliessmodell im Massstab 1:70 jede bauliche Variante für die Öffnung des bestehenden Reuskanals. Denn um ein lebendiges Delta mit mehreren Mündungsarmen und einem flachen Schwemmkegel zu erhal-

ten, das Lebensräume für Vögel und Fische bietet, war es unabdingbar, die gerade Rinne an der Flussmündung in einen linken und einen rechten Arm aufzubrechen. Die beiden Schritte geschahen 1990 und 1991 und «heute läuft es in der Natur wie im Modell», sagt Ottomar Lang mit einem stolzen Lächeln.

Zehn Jahre nach der «Wiedergeburt einer natürlichen Flussmündung» entwickelt sich das junge Delta dynamisch: Aus den Tümpeln voller verfaulten Vegetation und Zivilisationsmüll sind natürliche Buchten, Strände und Flachwassergebiete entstanden, die

Reuss-Delta, Juli 1990



von den Tieren wie von den Menschen geschätzt und genutzt werden. Zugleich geht der Kiesabbau weiter. Aber die arnoldschen Baggerschiffe dürfen nicht näher als 320 Meter ans Ufer herankommen, damit sie die neuen Uferschüttungen und den Erosionsschutz nicht beeinträchtigen. Bis in sechs Jahren werden auch die 1993 vom Urner Regierungsrat bewilligten Inselfschüttungen abgeschlossen sein, die als natürliche, vorgelagerte Dämme und Uferbänke den Wellenschlag des Sees abfangen. Auch dieser letzte Teil des Projekts «Wiederbelebung Reussdelta» geht

auf das Konto der Firma Arnold, die heute unter der Leitung von Franzsepp Arnold die grössten Schwimmbagger und Lastschiffe der Schweiz betreibt. Für die Urner Inselfschüttungen hat sie vier grosse Transportschiffe gebaut. Diese fassen je 360 Tonnen Material und bringen sie zu einer schwimmenden Pontonanlage im See draussen. Eine eigens konstruierte, geschlossene Kunststoff-Schürze ragt unter den Pontons 30 Meter tief ins Wasser, die Nauen öffnen ihre Klappen darüber und lassen täglich 5000 Tonnen Kies GPS- und echolotgesteuert 50 Meter tief an die gewünschte Stelle auf dem See-

grund sinken. Das Material entstammt einem Recycling: In den Urner See werden rund 2,5 Millionen Tonnen Aushub der A4-Umfahrung von Flüelen und ab Herbst 2002 von der Baustelle des Gotthardbasistunnels versenkt. 17 000 Quadratmeter Inselfläche werden dereinst bei Mittelwasserstand vor Flüelen zur Verfügung stehen – den Vögeln als Nistplatz und den Menschen als Schwimmziel. Oder andersherum: Die Schweiz wächst ausgerechnet von der Innerschweiz her und gewinnt Land vom See wie Holland vom Meer.

Anna Schindler

Reuss-Delta, Mai 1992



Landschaft

Architektur

Design

1 2 3

1 2 3

1 2 3

Fraxinus excelsior in Reih und Glied

Der Hase in Silber in der Kategorie Landschaft geht an die Architekten Sabina Hubacher und Christoph Haerle sowie an die Landschaftsarchitekten Zulauf Seippel Schweingruber. Der Oerliker Park in Zürich Nord ist eine grosse Plattform.



Wenn ein Architekt den Schlüssel für sein Werk an die Bauherrschaft abgibt, sind seine Pläne Wirklichkeit geworden und der Höhepunkt des Projektes ist auch dessen Schlusspunkt. In der Landschaftsarchitektur ist das anders. Die Eröffnung eines Parks markiert zwar einen Wendepunkt, fertig ist er deshalb noch lange nicht. Im Gegenteil, erst jetzt beginnen die Pflanzen in ihre geplante Grösse und Form zu wachsen. Landschaftsarchitektinnen und -architekten müssen geduldige Menschen sein, erst die kommende Generation wird wissen, ob die Pläne halten, was sie heute versprechen.

Die Bäume wachsen für unsere Enkel

In 25 Jahren werden die Wohnüberbauung von Martin Spühler, das Bürogebäude von Theo Hotz und die noch geplanten Bauten am Oerliker Park im Zentrum Zürich Nord ihre erste Sanierung wohl bereits hinter sich haben. Der Park hingegen wird erst dann seinen – vorläufigen – Endzustand erreichen. Bis dahin wird der Park mit den fast 1000 jungen Bäumen, die im Raster von 4 x 4 Meter stehen, zwei Entwicklungsschritte hinter sich haben: Zwischen 2005 und 2015 entfernt das Amt Grün der Stadt Zürich nach vorgegebenem Schema jeden zehnten Baum; das Raster löst sich auf und mehr Licht fällt in die Anlage. Im folgenden Jahrzehnt bis 2025 lichten die Gärtner bestimmte Teile des Parks ein zweites Mal aus und die Rasterung verwischt sich stellenweise ganz. Auch nach 2025 ist die Entwicklung noch nicht abgeschlossen, denn um zu verhindern, dass das Blätterdach zu dicht wird, weitet das grüne Amt das Raster stellenweise auf 8 x 8 Meter aus.

Für ein dichtes Blätterdach brauchen wir heute noch viel Vorstellungskraft, denn noch sind die 1,75 Hektaren des Oerliker Parks vor allem ein chaussierter Platz mit einem roten Betonpavillon und einem blauen Aussichtsturm. Die 938 Bäume bilden erst ein locker gesponnenes Netz mit viel Zwischenraum – vor allem jetzt, im frühen Winter. An einer Ecke begrenzen die Fassaden von Theo Hotz' Bürohaus und Martin Spühlers Wohnüberbauung den Park. Ansonsten franzt er in die Industriebrachen aus und ein halbleeres Gewerbehaus zeugt von der einstigen Grösse der Akkumulatorenfabrik. Geplant ist hier noch vieles, doch müssen die Bauten den Schritt aus den Köpfen und Computern in die Wirklichkeit erst noch tun.

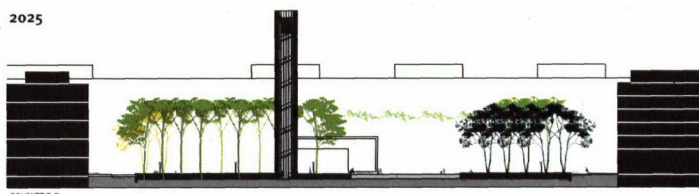
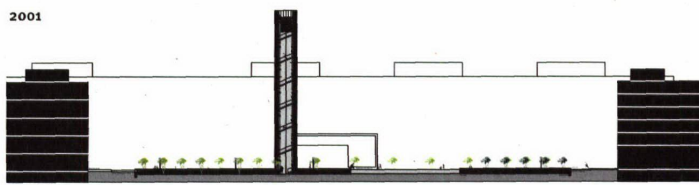
Der Park wartet auf seine Umgebung. Deshalb haben ihn die Badener Landschaftsarchitekten Zulauf, Seippel, Schweingruber und die Zürcher Architekten Sabine Hubacher und Christoph Haerle nicht als begrünten Freiraum,

sondern als grünes Volumen konzipiert. Schon in wenigen Jahren werden die heute knapp vier Meter hohen Eschen, durchbrochen von Spitzahorn, Kirschen, Birken oder Blauglockenbäumen, eine Baumhalle bilden, in der eine Lichtung ausgespart bleibt. Mit Bedacht haben die Landschaftsarchitekten den Hauptbaum gewählt. Die Gemeine Esche wächst schnell, stellt wenig Ansprüche, macht nicht viel Laub, trägt keine störenden Früchte und es fällt kein klebriger Tau auf die Gartenmöbel. «Ein «hundskommen» Baum ist sie, die Gemeine Esche», sagt Rainer Zulauf. Auf lateinisch klingt sie edel: «Fraxinus excelsior». Die versteckten Qualitäten der Esche hat auch das Kuratorium «Baum des Jahres» unter der Schirmherrschaft des deutschen Landwirtschaftsministers erkannt: Unter dem Titel «groß und trotzdem nobel» hat es die Esche zum Baum des Jahres 2001 gekürt.

Die Zaungäste am Park

Für Jurymitglied und Soziologe Hans-Peter Meier ist der Oerliker Park ein interessantes Labor. Mit seiner Geometrie, dem Turm und der Plattform der Lichtung weicht er von üblichen städtischen Parks ab. Der Oerliker Park kennt keine Nischen oder kleinteiligen Räume, er ist eine grosse Plattform. Meier fragt sich: «Lassen diese «neourbane Räume» aber auch eine «neourbane Öffentlichkeit» entstehen?» Er versteht dies nicht als Kritik, sondern er wird die sozialen Beziehungen im Park einfach aufmerksam beobachten. Wie werden sich die neuen Wohn- und Arbeitsgemeinschaften und die Gruppen von aussen durch das Geflecht der symbolträchtigen Bäume verbinden? Entsteht Kohäsion und Kommunikation oder an Wochenenden ein begrünter Fluchraum? Die Mieterinnen und Mieter von Spühlers Siedlung «Am Park» – wie könnte sie sonst heissen – hinge-

gen verfolgen, wie die Bäume wachsen. Im Vergleich mit den Fotos des letzten Jahres stellen sie bereits einen Unterschied fest. Ohne den Park wären viele nicht hierher gezogen: «Hier sind wir sicher, dass uns nichts vor die Nase gesetzt wird, ausser Bäume», meint Beat Eyer. «Sonst hätten wir gerade so gut am alten Ort bleiben können.» Wer am Park wohnt, sitzt nur selten unten im Park. Wozu auch? Die Bewohner geniessen ihn ja von ihrem Balkon aus. Ohnehin richtet sich der Oerliker Park nicht nur an die unmittelbaren Nachbarn. Von den vier geplanten Parks in



Zürich Nord ist er der wichtigste, ein Quartierpark mit grossem Einzugsgebiet. Erwachsene mit Kindern, aber auch Jugendliche kommen aus den benachbarten Stadtquartieren Oerlikon und Seebach hierher. «Natürlich gibt es im Park neben den vorwiegend angenehmen auch einige unangenehme Nutzer: Vandalismus und halbstarke Geschichten, vor allem in der Parkhälfte beim Turm», wie Beat Eyer feststellt. Doch wenn erst einmal der ganze Park von Bauten gesäumt ist, wird die soziale Kontrolle besser funktionieren. Wer den Oerliker Park heute besucht, muss in drei, in fünf und in zwanzig Jahren erneut vorbeischaun. Wie die Bäume im Park kann dann auch das Bild wachsen, das die Besucherinnen und Besuchern von ihm erhalten. Zunächst werden die Bauten die Bäume überholen, dann wird sich das Blatt wenden: Die Bauten werden die Konstante bilden, vor deren Hintergrund sich der Park wandelt. Doch am Ende werden nur die Bäume überleben: 250 bis 300 Jahre alt kann eine Esche werden.

Werner Huber

Oerlikon Park 2001

Birchstrasse, Zentrum Zürich Nord, Zürich-Oerlikon
Bauherrschaft: Tiefbau- und Entsorgungsdepartement der Stadt Zürich
Landschaftsarchitektur: Zulauf Seippel Schweingruber, Baden
Architektur: Sabina Hubacher, Christoph Haerle, Zürich
Bauingenieur: Klaus Schneider, Bachenbühlach
Studienauftrag: 1997
Bauleitung Park: Werner Kleber, Grün Stadt Zürich
Bauleitung Hochbauten: Pius Vollenweider, Zürich
Anlagekosten BKP 1-9: CHF 6,5 Mio.
Kosten (BKP 2/m²): CHF 330.-

Landschaft

1

2

3

Architektur

1

2

3

Design

1

2

3

Platz für langsames Durcheinander

Der Hase in Bronze in der Kategorie Landschaft geht an Vetsch, Nipkow Partner aus Zürich. Auf dem Bahnhofplatz Baar zeigen sie, wie man das Miteinander im Stadtverkehr einrichten kann.

Am Bahnhofsquartier kann man ablesen, wie aus dem Dorf Baar in den letzten zwanzig Jahren ein Stück Agglomeration von Zug geworden ist. Auf der einen Seite der Geleise wächst eine Grossserie Wohnblöcke, auf der andern Seite gegen den Ortskern hin stehen Häuser mit Einkaufszentrum, Büros und Läden, ein Billighotel und am Rand eine alte Mühle, in der nun Zuger Briefkastenfirmen wohnen – ein beziehungsloses Nebeneinander rund um das alte Bahnhoflein. Damit die Restfläche dazwischen Form und Sinn bekomme, lud die Einwohnergemeinde fünf Büros zu einem Wettbewerb ein. Zusammen mit den Gewinnern, den Landschaftsarchitekten Vetsch, Nipkow Partner aus Zürich, hat schliesslich der fürs Bauen zuständige Gemeinderat Walter Ineichen aus dem Resultat des Studienauftrags einen Platz gemacht.

Freier Raum genügt

Dieser Platz ist die räumliche Antwort auf den Langsamverkehr, die letzte Weisheit der Verkehrsplaner. Statt mit Riegeln, Schwellen und separaten Wegen für Autos, Velos, Busse und Fussgänger soll hier das Durch- und Miteinander von selbst funktionieren. Langsamverkehr baut auf die Vernunft des Autofahrers als stärksten Verkehrsteilnehmer. Keine Fahrbahn gibt ihm den Weg vor, kein Zebrastreifen rettet den Fussgänger, auch kein Weg fürs Velo ist da und keiner für den Bus. Statt dessen ist der gut 35 Meter breite und 130 m lange Platz mit rechteckigen Betonplatten belegt. Die Architekten haben die Gemeinde überzeugt: Damit das Miteinander funktioniert, genügt der Glaube an den vernünftigen



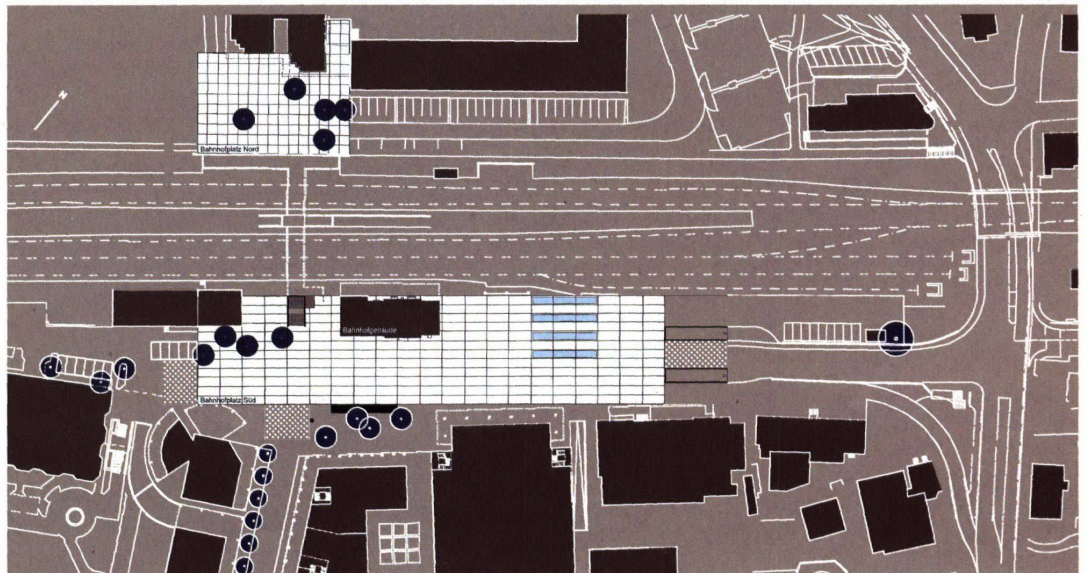
Der Bahnhofplatz Baar als grosse, freie Fläche, auf der sich Autos, Busse und Fussgänger ohne Mobiliar im Langsamverkehr miteinander zurechtfinden mögen. Eine Leuchtstele markiert den Eingang zum Dorf

Die Nominierten der Kategorie Landschaft • Hochwasserschutz Reuss im Kanton Uri; M. Bosshard Basler & Hofmann • Heilpädagogische Schule, Wettingen; asp, Atelier Stern + Partner • Erneuerungsunterhalt Thur Kanton Zürich; Hans-Ulrich Weber, asp Atelier Stern + Partner • City Bernina, Zürich-Oerlikon, Freiraumgestaltung Wohn- und Geschäftshäuser; asp, Atelier Stern + Partner • Place d'Armes et Place de la Gare, Yverdon-les-Bains; Stefan Koepfli; Max Bosshard & Christoph Luchsinger • Friedhof Kirchberg, Küttigen; Zulauf Seippel Schweingruber • Viaduc de Lully am Abschnitt Yverdon – Payerne der A1. H. G. Dauner • Brücken gleichen Typs: 3. Dättwiler Viadukt A1 am Westportal des Baregg隧nels und Brücke Anzenwil SG • Garten beim Centre for Global Dialogue der Swiss Re, Rüschiikon (siehe Goldhase in Architektur), Günter Vogt • Garten beim Gästehaus der Swiss Re in Zürich; Günter Vogt • A1: Letzter Abschnitt Yverdon – Payerne, Service des routes du canton de Vaud und Bureau des autoroutes du canton de Fribourg • Projekt Cardada; Paolo Bürgi • Bepflanzungsprojekt Nationalstrasse N 4.2.8 Andelfingen – Henggart; Ottomar Lang, M. Fries, ILU Uster • Amtsplatzhaus, Solothurn; Toni Weber, W+S; Marc Flammer; Verena Thürkauf • Parc de l'Ancien Palais, Genf; Olivier Lasserre, Laurent Salin, Olivier Donzé, Paysagegestion; Jean-Claude Deschamps • Quartierpark Hohfuren, Uster; Ryffel + Ryffel • Stockalper Schlossgarten, Brig; Kienast Vogt Partner; Marianne Burkhalter + Christian Sumi

Autofahrer nicht; es braucht grosszügigen, öffentlichen Raum. «Wir müssen die territoriale Besitzlosigkeit kultivieren», sagt Beat Nipkow. Ausser der Markierungen für Sehbehinderte, ein paar Bänke und ein paar gegen den Plan aufgestellter Poller der Marke «gemeiner Züristickel» fehlt das übliche Mobiliar aus dem Arsenal der Verkehrsbandiger. Pflicht ist dafür Tempo 30. Ein Augenschein zeigt: Mutig stehen die Mütter mit Kinderwagen quer über den Platz, verblüffte Autofahrer kurven um sie herum, der Bus heult auf und kreuzt ein Auto von links, das gemäss Strassenverkehrsgesetz von rechts kommen müsste, ein älterer Herr streckt seinen Arm aus und artig wartet das Auto. Das Ganze ist ungewohnt und scheint prekär – ein roter japanischer Sportwagen prescht über den Platz und demonstriert so gegen den Langsamverkehr.

Das Dorf aneinander binden

Die Idee Langsamverkehr hat eine Form, doch das konnte den Einwohnern Baars nicht genügen. Für die Automobilisten haben sie unter den Platz eine Garage mit 65 Plätzen eingraben lassen. Für die Busse haben die Architekten drei Stationen gebaut, an denen



vier Fahrzeuge anlegen können, kleine Bauten, welche die Weite des Platzes nicht stören, mit auskragenden, gläsernen Dächern, welche die Buspassagiere vor Regen und Sonne schützen. Eine weitere Forderung: Der Platz soll die Baumusterzentrale rund um den Bahnhof zusammenfassen. Dafür brauchen die Architekten ein einfaches Mittel: Der grosszügige, leere Raum beruhigt die Material- und Farbenvielfalt von Baars Bahnhofblöcken, nur leicht abgehoben fliessen die geteerten Vorplätze der privaten Gebäude in die rechteckige Musterung über. Wo die Baarer «Prachtsstrasse» Richtung Dorfkern abzweigt, stehen eine 12 Meter hohe, dicke Lichtsäule und ein rechteckiges Wasserbecken mit Springbrunnen. Das als Teile eines Lichtplanes, der Wasserbecken, Bäume und architektonisch markante Ecken und Punkte

nachts leuchten lässt.

Als vierte Funktion schliesslich soll der neue Platz das alte und das neue Baar, geteilt durch den Bahnhof, zusammenbinden. Dafür benutzen die Architekten die alte Unterführung und setzten auf der Seite der neuen Wohnblöcke einen kleinen, fast quadratischen Platz mit Blauglockenbäumen. Die Böschung zu den Geleisen hält hier eine mächtige Betonscheibe, die dem kleinen Platz ein Gesicht gibt. Ob man auf den blauen Bänken ruhen und träumen wird? Auf jeden Fall findet man den Eingang zum Bahnhof gut und freut sich auf den Tag, an dem die SBB und die Gemeinde die alte Unterführung so renoviert haben werden, dass sie zum neuen Bahnhofplatz passt. Beat Nipkow, der Landschaftsarchitekt, sagt: «Das Spannende an meinem Beruf: Ein Projekt dauert lange.» **Köbi Gantenbein**

Ein kleiner Platz und der grosse Bahnhofplatz, belegt mit gleichformatigen Betonplatten, binden das alte und das neue Baar aneinander. Ausser Blauglockenbäumen, ein paar Sitzbänke und der Busstation verzichten die Landschaftsarchitekten auf Mobiliar

Bauherrschaft:

Einwohnergemeinde Baar

Landschaftsarchitektur:

Vetsch, Nipkow Partner, Zürich;

Beat Nipkow, Jürg Zollinger,

Nils Lüpke

Lichtplanung: Daniel Vetter, Zug

Studienauftrag 1997/98

Grösse: 8000 m² (beide Plätze)

Ausführung: 1998–2001

Kosten: CHF 4 Mio.

Landschaft	Architektur	Design
1 2 3	1 2 3	1 2 3

Die Geburt des Ensembles aus dem Geiste des Geländes

Der Hase in Gold in der Kategorie Architektur geht an das Center for Global Dialogue der Swiss Re
in Rüslikon. Marcel Meili und Markus Peter schufen ein Denklabor und eine Residenz.



Der Kopf des Seminargebäudes, davor die in einem flachen Bogen stehenden alten Bäume, die den Raum des französischen Gartens begrenzen. Der Bogen erinnert an den Monumentalbrunnen, der einst in der Achse des Parkes stand

Bilder: Margherita Spilutti

Zuerst ist ein Hinweis nötig: Hochparterre hat über das Center for Global Dialogue der Swiss Re ein Sonderheft gemacht. Dem Märzheft 2001 lag es bei, alle Abonnenten haben es gratis erhalten. Was grundsätzlich zeigt, wie sehr die Abonnenten bei Hochparterre verwöhnt werden, denn am Kiosk war das Sonderheft nicht zu kaufen. Darin wurde das gesamte Projekt so ausführlich dargestellt, dass dem heute nicht viel beizufügen ist. Eines aber scheint doch wert, wiederholt und ausgebaut zu werden: Der Umgang mit der Landschaft, die Geburt des Ensembles aus dem Geiste des Geländes.

Aussicht, Villa, Baumbestand

Die Lage ist beeindruckend. Auf einer Terrasse in Rüschlikon, einem Vorort Zürichs über dem linken Seeufer, steht seit 1927 eine neubarocke, herrschaftliche Villa, die in weniger republikanisch imprägnierten Gegenden Schloss genannt würde. Ihr Blick geht nach Süden über den See hin zu den Glarneralpen, postkartenschön.

Beyeler & Sinner, die Architekten der Villa, haben bereits richtig entschieden: Sie stellten die Hauptfront nicht nach Osten an die Hangkante, frontal zum See, sondern rechtwinklig dazu gegen Süden, in die Tiefe der Gelände-

schulter. Damit gewannen sie vor der Hauptfront einen ebenen Park, den sie in der Manier eines französischen Gartens ausstatteten. Die Anlage gehorchte den Standesregeln: Eine Allee führt zu einem Empfangshof, man betritt das Schloss auf der Hauptachse, kommt in eine Halle, dann zum Hauptsalon und über die Terrasse in den Park: *entre cour et jardin*.

Später, im Jahre 1949, kaufte die Baptisten-Mission das Anwesen und fügte zum Ensemble die Kirche von Hans von Meyenburg. Als die Swiss Re (früher Schweizerische Rückversicherungsgesellschaft) das Grundstück kaufte,

war der Park noch fast in seinem ursprünglichen Zustand: Der horizontale rechteckige französische Garten vor der Villa wurde von einem Kranz eines englischen Gartens eingefasst, der an den sanften Hängen zur zahmen Wildnis geworden war. Drei wertvolle Erbschaften hatte das Anwesen: die Aussicht, die Villa und den Baumbestand.

Respekt und Zuspitzung

Die Swiss Re ist ein Global Player, ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter arbeiten auf allen fünf Kontinenten. Mit dem Zentrum für globalen Dialog schuf sie sich die physische Mitte des Konzerns.



Hier kommt man zeremoniell an. Die Lindenallee wurde neu mit alten Kopfstein bepflastert, im Hof bilden zwei Linden den Schlusspunkt der Allee. Der Riegel des Restaurantanbaus fasst den Hof räumlich, das Fenster aber lässt den See noch ahnen

Landschaft			Architektur			Design		
1	2	3	1	2	3	1	2	3

Gheistrasse 37, 8803 Rüschlikon
 Bauherrschaft: Swiss Re
 Architektur: Marcel Meili und Markus Peter, Zürich; Mitarbeit Projektleitung: Detlev Schulz, Tobias Wieser
 Landschaftsarchitektur: Kienast Vogt Partner, Zürich
 Innenarchitektur: Hermann Czech, Adolf Krischanitz, Wien
 Textilkunst: Gilbert Bretterbauer, Wien
 Kunstprojekt Villa: Günther Förg
 Lichtplanung: Moser Siedler, Zürich
 Bauingenieure: Fierz, Zürich
 Generalunternehmer: Karl Steiner
 Eingeladener Wettbewerb 1995
 Bezugsjahr: 2001
 Die Swiss Re gibt keine Kosten bekannt

Hier entstand ein Denklabor, eine Austauschplattform und eine Festresidenz. Jeder, der einmal hier war, wird in den Spirit of Rueschlikon eingetaucht und imprägniert. Jede wird sich an die Gebäude und die Landschaft erinnern. Rüschlikon ist die Herstellung von Ausnahmezustand.

Das Bauprogramm ist das eines üblichen Ausbildungszentrums: Kursräume, Plenarsaal, Bibliothek, Hotelzimmer, Restaurant, Bar, Empfang, Küche und das ganze Zubehör. Ausserordentlich war das Gelände. Der Umgang damit entschied den eingeladenen Wettbewerb von 1995. Die Architekten Marcel Meili und Markus Peter widerstanden der Versuchung, die Neubauten an die Hangkante zu setzen und frontal auf den See auszurichten. Sie respektierten die bestehende Anlage und stellten ihren Neubauriegel in den Hang hinein. Damit nahmen sie das viel grössere zusätzliche Volumen zweifach zurück: nach hinten in die Grundstückstiefe und durch das Eingraben in der Grössenerscheinung.

Des Rechteck des französischen Gartens ist das Zentrum der Anlage. Die eine Schmalseite besetzt die Villa, die gegenüberliegende schliesst der Baumbestand, hangseitig begrenzt ein gedeckter Portikus das grüne Feld, talseitig öffnet sich der grosse Promenadenbalkon zum See. Es ist ein Park für Spaziergänge mit Blätterrauschen und überraschenden Ausblicken. Die Landschaftsarchitekten haben die hybride Gartenanlage zugespitzt. Was französisch war, wurde noch französischer, das Englische noch englischer.

Der Hang

Das wird bei einem Blick auf den Schnitt und den Situationsplan deutlich. Links liegt die Quartierstrasse, ein Vorplatz führt zum Besuchereingang und zur Tiefgarage. Ein kleiner Hügel verdeckt die Sicht auf See und Villa, die Diskretion bedient sich des Geländes. Auf dem Hügel stehen Nadelbäume,

ein Wäldchen, dem Lothar die schönsten Bäume kappte. Ein gewundener Pfad steigt den Hügel hinauf, auf der Kuppe öffnet sich der Blick und man erfasst das Ensemble. Rechts die Villa, davor das grüne Rechteck des französischen Gartens, links das in den Hügel eingeschnittene Seminargebäude.

Hier ist auch der Ort, um von oben den Tannzapfengrundriss der Gartenskulptur von Sol Lewit zu betrachten. Hügelabwärts kommt man auf die Terrasse über dem Portikus, der die Villa mit dem Seminargebäude verbindet. Dieser harte, geschosshohe Geländesprung bildet die scharfe Grenze zwischen der geometrischen Regel und der «natürlichen» Komposition. Bevor man über eine Treppe auf die grosse Ebene hinunterkommt, sieht man von oben noch das eine der Buchsbaumboskett. Wie ein Stoffmuster überspielt die geflamme Zeichnung den Sockel der Figur, die hier in der Mitte stand. Die Landschaftsarchitekten verweigerten sich der Symmetrie des französischen Musters.

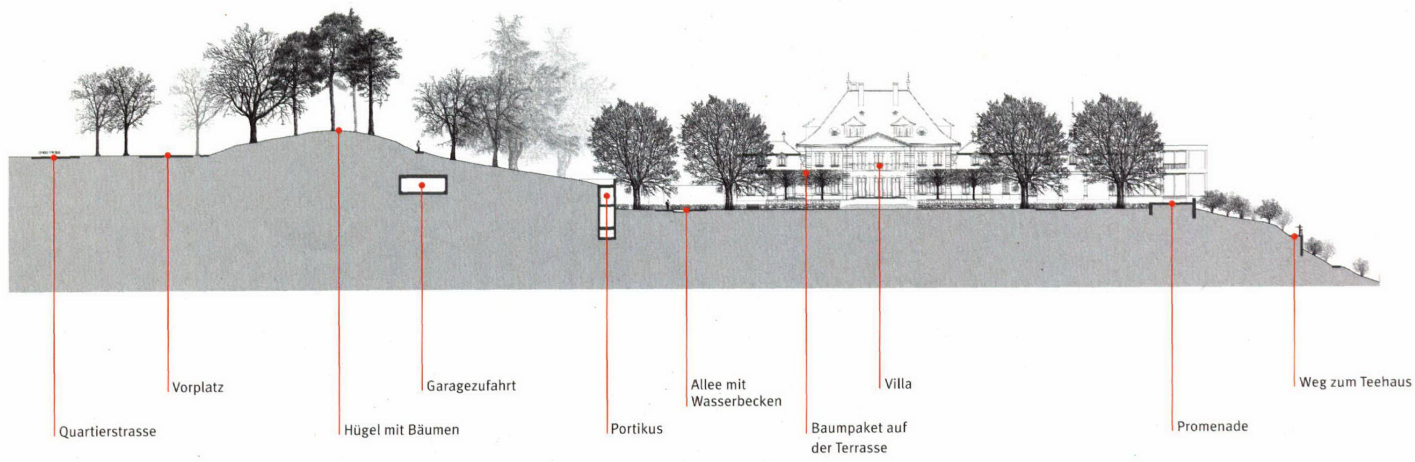
Die Ebene des neubarocken Gartens beherrscht die beiden Doppelreihen der alten Kastanien, dazwischen liegt das flache, von scharfen Rändern eingefasste Wasserbecken. Diese Rasenfläche hat Weite und einen grossen Atem. Die Schlossachse regiert. Zwei Baupakete aus geometrisch gebändigten Linden vor der Fassade unter-schliessen die durch die Bäume gebildete Raumgrenze.

Der See ist zu spüren, zu sehen ist er nicht. Denn die neu gebaute Promenade, die den Seeblick inszeniert, liegt höher als der Park und schirmt den See ab. Wenige Stufen genügen. Der Landschaftsarchitekt muss den Nahhorizont bewusst setzen und beherrschen. Die Promenade zieht wiederum eine harte Grenze: Hangabwärts beginnt erneut der englische Teil des Parks. Kienast Vogt Partner haben bei der Bepflanzung die Veränderung der Farben im Jahreslauf berücksichtigt.

Une folie

Nicht zuoberst, aber zuvorderst steht das Teehaus im Hang, une folie, ein architektonisches Spieltrüchli. Ein knapper Betonkubus beherbergt die minimale Infrastruktur für ein kleines Terrassenrestaurant. Aus diesem Kubus heraus stossen die Segel der waagerechten Storen und verwandeln die Terrasse in ein Sonnendeck und eine Aussichtstation. Hier überlagern sich die beiden Hauptrichtungen, der See und die Berge sind von einem Punkt aus sichtbar. Sichtbar ist aber auch der Einbruch der schweizerischen Wirklichkeit in den Ausnahmezustand der Swiss Re: Einfamilienhäuser der Vize-direktorenklasse füllen den Hang. Nachzutragen ist noch der Eingangshof. Meili + Peter haben den Neubau der Restaurants so an die Villa herangeschoben, dass die Bewegung der Allee an diesem Baukörper ihren Halt findet. Nur ein Fenster lässt den See noch ahnen, man spürt seine Präsenz wie ein Versprechen. Die Linden der Allee wurden von den sie begleitenden Bäumen befreit, aus der Baumwand wurde wieder eine Reihe von Bäumen. Am Ende dieser strengen Figur wuchert als Hintergrund und als Platzwand die Baumsammlung. Der Bauherr der Villa, der Seidenfabrikant Leonhard Bodmer-Vogel, sammelte exotische Bäume, die heute ein kleines Naturmuseum bilden. Die Landschaftsarchitekten haben behutsam ausgeholt und exotisch ergänzt. Der Hof hat Stil, hier kann man zeremoniell ankommen.

Mit der Bauherrschaft Swiss Re, den Architekten Meili + Peter und den Landschaftsarchitekten Kienast Vogt Partner entstand ein Ensemble, das die vielgerühmte «Schweizerqualität» zeitgemäss weiterführt. Der Rückversicherungskonzern geht in seinem architektonischen Willen weit über das Landläufige hinaus und baut sich eine Residenz von präventiöser Bescheidenheit: seriös, zurückhaltend, anspruchsvoll. **Benedikt Loderer**



- 1 Gärtnerhaus mit Czech-Bar
- 2 Seminargebäude mit Hotel
- 3 Kirche von Hans von Meyenburg
- 4 Gartenskulptur von Sol Lewit
- 5 Lindenallee und Zufahrt
- 6 Boskett aus Buchsbaum
- 7 Eingangshof
- 8 Villa
- 9 Baumpaket auf der Terrasse
- 10 Allee mit Wasserbecken
- 11 Restaurantanbau
- 12 Seepromenade
- 13 Teehaus

Landschaft

Architektur

Design

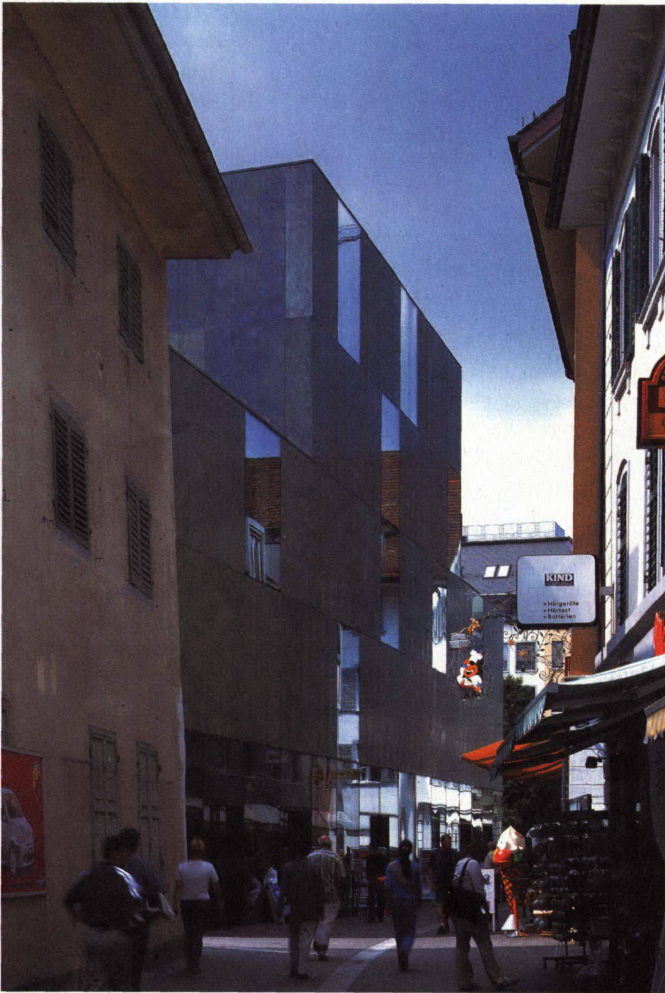
1 2 3

1 2 3

1 2 3

Im Hinterhof des Schweizerhofs

Der Hase in Silber in der Kategorie Architektur geht an die Schweizerhof-Säle in Luzern. Die Architekten Diener & Diener haben mit ihrem Projekt den gordischen Knoten gelöst: Die Säle erstrahlen in altem Glanz.



Bilder: Roland Halbe

Fünfgeschossig steht der Neubau der Migros an der Hertensteinstrasse. Von aussen erinnert der Bau an eine Markthalle des 19. Jahrhunderts

Kaiserin Eugenie war begeistert: «Selbst in Frankreich gibt es wenig schönere Säle», meinte sie entzückt, als ihre Majestät zusammen mit ihrem Gatten Kaiser Napoleon III. den grossen Saal des Luzerner Hotels Schweizerhof betrat. Das Kaiserpaar logierte im August 1865 anlässlich der Eröffnung des Saals in der Fürstensuite des Schweizerhofs. Mit dem von Leonhard Zeugheer erbauten Saal konnte die Familie Hauser, die das Hotel 1861 übernommen hatte, endlich auch eine Table d'hôte anbieten: Lange Tische, an denen die Gäste comme il faut hierarchisch abgestuft platziert waren. Gut zwanzig Jahre später fügte Arnold Bringolf den kleinen Saal an, in dem die Gäste ihre Menus à la carte auswählen konnten.

Das Verdikt der Betriebswirtschaftler

Nach weiteren hundert Jahren, nach unzähligen Renovationen und Umbauten, war der Lack ab. Der Schweizerhof hatte ein gründliches Face-Lifting nötig. Die Sache schien sich gut anzulassen: Betriebswirtschaftler und Hotelexperten meinten, dass es sich nicht lohne, die beiden Säle betrieblich und ökonomisch zu bewirtschaften, und eine Machbarkeitsstudie wies nach, dass hinter dem Hotelgebäude neben einem neuen Konferenzzentrum auch noch genügend Platz für einen Neubau der Migros ist. Deren altes Geschäft an der Hertensteinstrasse platzte aus allen Nähten. Patrick Hauser, der Hoteldirektor von der fünften Generation der Besitzerfamilie, liess sich 1994 von den Luzerner Neusten Nachrichten mit einem Vorschlaghammer in Zeugheers grossem Saal ablichten: Symbolisch zum Schlag ausholend war es ihm ernst mit dem Abbruch.

Die Betriebswirtschaftler hatten ihre Rechnung aber ohne den kantonalen Denkmalpfleger gemacht, der die historischen Säle unter Schutz stellen wollte. Auch in der Öffentlichkeit regte sich Widerstand gegen den Abbruch der Säle, doch der Stadtrat beharrte darauf: Wenn sich Wirtschaftlichkeit und Denkmalschutz nicht unter einen Hut bringen lassen, würde er die Säle der Zukunft des Hotels opfern. Ein Studienauftrag unter fünf Architekten sollte die Fronten aufweichen und Klärung bringen. Dem Vorschlag von Diener & Diener gelang dies deutlicher, als alle erwartet hatten: «Das Auge sieht, was der Geist weiss», zitiert die Jury Goethe in ihrem Bericht vom Juni 1995 und wird pathetisch: «Somit sprechen wir von einer echten Erkenntnis; eine Lösung, die das herkömmliche urbane Potenzial der Hoteltradition enthüllt (und nicht erfindet) und dem neuen Jahrtausend voll von gegenwärtiger Kraft abgibt!» Was haben die Architekten gemacht? Sie haben die Bedürfnisse aller Beteiligten – des Hotels, der Migros und der Denkmalpflege – erfüllt: Die beiden Säle des Hotels liessen sie stehen – das freut den Denkmalpfleger – und ergänzten die Anlage mit einem neuen Bauteil für das Kongresszentrum und die Küche – das freut das Hotel. Die Nebenbauten rissen sie ab, um Platz zu schaffen für einen Neubau für die Migros. Das Rezept klingt einfach, es an dieser Stelle in gute Architektur umzusetzen, war knifflig, denn die neuen Nutzungen sprengten den Massstab an dieser Stelle der Altstadt.

Der dunkelgrüne Solitär

Die Küche von 1865, die Remise und das Wäschereigebäude fielen dem Abbruchhammer zum Opfer. An deren



Zwischen dem Migros-Neubau und der Matthäuskirche verbinden halböffentliche Durchgänge die Hertensteinstrasse mit dem Schweizerhofquai

Hotel Schweizerhof / Migros

Schweizerhofquai 2/Hertensteinstrasse 9, Luzern
 Bauherrschaft: Hotel Schweizerhof, Luzern; Genossenschaft Migros Luzern, Ebikon
 Architektur: Diener & Diener, Basel
 Landschaftsarchitektur: Stefan Koepfli, Christoph Wey, Luzern
 Projektleitung: Diener & Diener, Basel; TGS Partner Architekten, Luzern
 Studienauftrag (5 Architekten): 1995
 Gesamtkosten BKP 1-9: CHF 70 Mio. davon Renovation Hotel Schweizerhof (ohne Zimmer) CHF 35,5 Mio., Migros-Markt und Klubschule Hertensteinstrasse und Klubschule Töpferstrasse: CHF 34,5 Mio.

Stelle trat der Neubau des Migros-Marktes mit Räumen für die Klubschule in den Obergeschossen. Damit das grosse Volumen mit dem Hotel nicht zu einer amorphen Masse verklumpte, rückten es die Architekten von den Altbauten ab und öffneten es gegen die Hertensteinstrasse. An der Längsseite springen die beiden oberen Geschosse zurück und schaffen Distanz zur Matthäuskirche und zum Patrizierhaus Mayr von Baldegg. Die Fassadenverkleidung aus geschosshohen, vorbewitterten Kupferplatten und Glasplatten setzt sich von den Fassaden der Umgebung ab. Wie eine Markthalle aus dem 19. Jahrhundert steht der Bau als

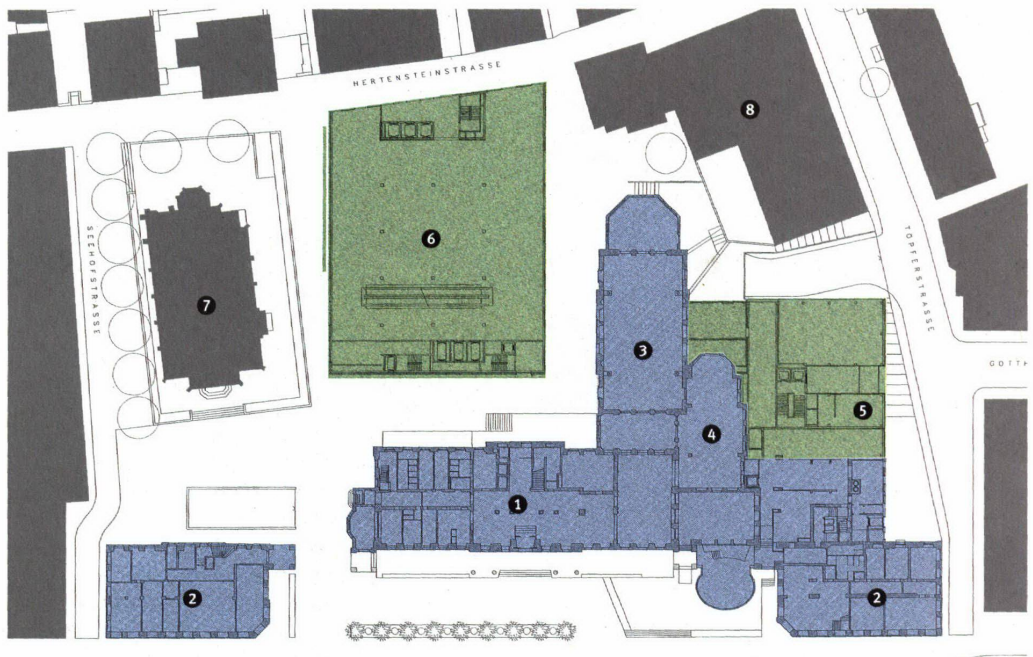
Solitär im Stadtgefüge. Zwischen den Altbauten des Schweizerhofes, dem Neubau der Migros und der Matthäuskirche gestalteten die Landschaftsarchitekten Stephan Koepfli und Christoph Wey halböffentliche, städtische Durchgänge, die das Schweizerhofquai mit der Hertensteinstrasse verbinden. Unter dem Asphalt ist jedoch nicht die Erde, sondern die Migros und das öffentliche Parkhaus. Fünf Geschosse – der Lebensmittelladen samt Anlieferung und vier Parkebenen – verbergen sich im Untergrund. Hier stösst der Neubau bis an die Grundstücksgrenzen und die Fundamente des Schweizerhofs vor.

Die neue Fassade des alten Saales

Im Altbau des Schweizerhofes blieben die Säle erhalten. Doch wo früher die Küche an den Zeugheersaal anschloss, liegt nun eine Gasse. Der Saal hat eine neue Aussenfassade erhalten, die die Architekten als Kopie der gegenüber liegenden Gartenfassade gestalteten. In die neuen Öffnungen konnten sie die Fenster der Gartenfassade einsetzen, denn diese wurden zugemauert. Hier schliessen die erweiterte Küche und Serviceräume an. Darüber liegen, statt des Kongresszentrums, weitere Abteilungen der Klubschule. Nun fällt das Licht nicht mehr von Osten in den Zeugheersaal, sondern von Westen.

Seit der Wiedereröffnung des neuen Schweizerhofes sind zwei Jahre vergangen. Der Hoteldirektor Patrick Hauser hat seinen Vorschlaghammer längst in die Ecke gestellt und freut sich wie seinerzeit Kaiserin Eugenie über den Zeugheersaal. Der symbolische Hammerschlag hatte auch seine guten Seiten. Erst durch den drohenden Abbruch sind die Schweizerhofsäle in das Bewusstsein der Luzernerinnen und Luzerner gedrungen. Am Tag der offenen Tür dankten sie der Besitzerfamilie, dass sie die Säle erhalten hat: Über 3500 Personen haben an diesem Tag das Hotel besucht; zehnmal mehr, als erwartet. **Werner Huber**

- 1 Schweizerhof Hauptgebäude 1845
- 2 Dependancen 1856
- 3 Grosser Saal (Zeugheersaal) 1865
- 4 Kleiner Saal (Bringolfsaal) 1887
- 5 Neubau Hotelküche und Klubschule (2000)
- 6 Neubau Migros-Markt und Klubschule (2000)
- 7 Matthäuskirche
- 8 Haus Mayr von Baldegg

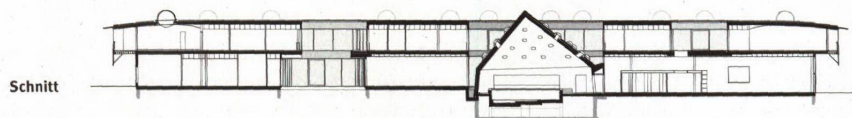


SCHWEIZERHOFQUAI

Landschaft			Architektur			Design		
1	2	3	1	2	3	1	2	3

Grenzüberschreitung ins Morgenland

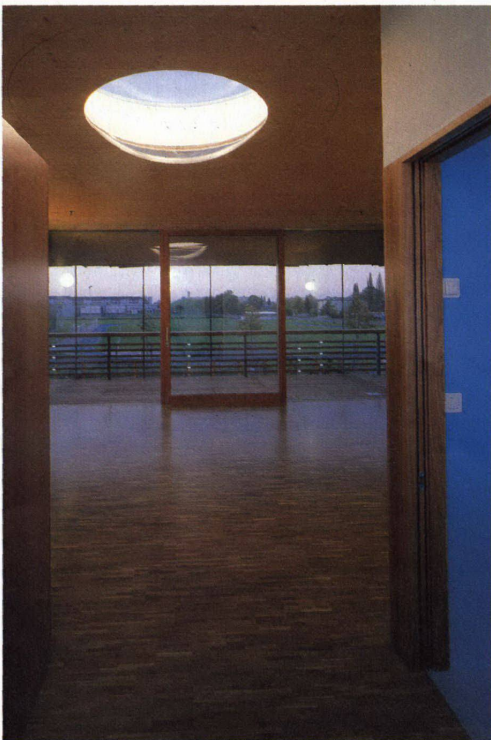
Der Hase in Bronze in der Architektur geht an das Rehabilitationszentrum in Basel von Herzog & de Meuron. Wieder einmal überraschen Herzog & de Meuron mit der sensiblen und poetischen Lösung einer schwierigen Aufgabe.



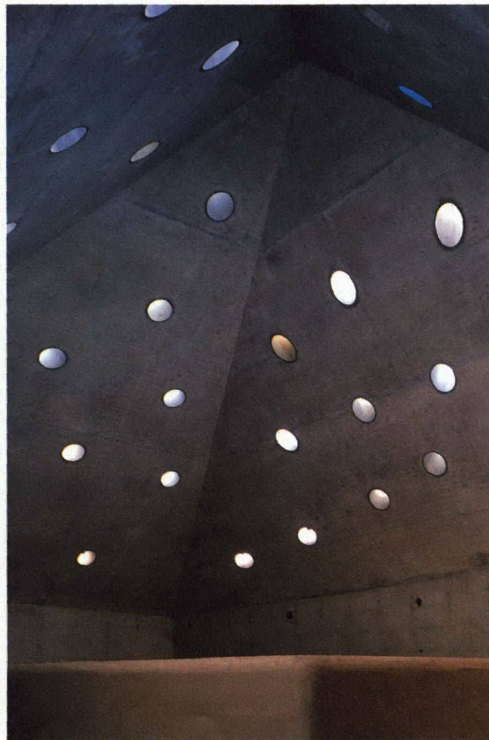
Schnitt

In Steinwurfweite ihrer Sportanlage Pfaffenholz vollenden Herzog & de Meuron soeben das REHAB, ein Rehabilitationszentrum für Querschnittgelähmte und Hirnverletzte. Die Zufahrtsstrasse für beide Anlagen wechselt Übergangslos von der Schweizer zur französischen Seite und bringt die Theorie eines trinationalen Basel, an der die Architekten lange schon bauen, dem Alltag wieder ein Stück näher. Formal jedoch könnten das neue Gebäude und die vor fast zehn Jahren gebaute abstrakte Sporthalle nicht unterschiedlicher sein.

Das grösstenteils zweigeschossige Volumen des REHAB auf Basler Boden wird von einem schwebenden Vorhang aus horizontalen Holzstangen und einem umlaufenden Dachüberstand aus Skobalit begrenzt. Damit erscheint das Haus bei weitem nicht so rigide wie sein schwarzer französischer Nachbar, sondern strahlt etwas Legeres, Heiteres aus. Die Patienten, die zumeist durch einen Unfall aus ihrem gewohnten Lebensumfeld gerissen wurden, finden sich in einer anderen Welt wieder. Ein sanfter, freundlicher Lebensraum, den Übersichtlichkeit und Transparenz kennzeichnen und der trotzdem den medizinischen Anforderungen entspricht.



Plexiglaskugeln tragen Spiegelungen der Umgebung in die Zimmer



Im Badehaus wähnt man sich in einem Märchen aus 1001 Nacht

Die Nominierten der Kategorie Architektur • Turnhalle Herti in Zug; Bétrix + Consolascio • Gepäcksortieranlage auf dem Flughafen Kloten; Dürig + Rämi • Stadion St. Jakobspark; Herzog + de Meuron • Wohnhaus in Niguan; Gion A. Caminada • Lehrwerkstätte in Bern-Felsenau; Gerber + Pulver • Centre for Global Dialogue der Swiss Re in Rüslikon; Meili + Peter • Rehabilitationsklinik in Basel; Herzog + de Meuron • Wohnhaus an der Churfürstenstrasse in Zürich; Jakob Steib • Kantine und Waffenplatz auf der Luziensteig; Jüngling + Hagmann mit Jürg Conzett • Bahnhofvorplatz in Yverdon; Bosshard + Luchsinger • Umbau eines Wohnhauses in Sent; Rolf Furrer mit Christian Rösch • Hotels Schweizerhof/Migros Luzern; Diener + Diener • Vier Einfamilienhäuser in Genf; Andrea Bassi • Schule in Neuenburg; Geninasca + Deleforterie • Schule Nr. 52 in Genf; Dupraz + Dupraz • Seilbahn Carmenna in Arosa; Bearth + Deplazes



Bilder: Ruedi Walti

Ein schwebender Vorhang aus horizontalen Holzstangen umhüllt das REHAB

Aussen ist innen

Fünf grosse Innenhöfe teilen den 80 auf 120 Meter grossen Block in verschiedene Bereiche. Sie sollen den Park ins Haus hinein holen, der durch den Abriss benachbarter Provisorien entstehen wird. Betritt man die Eingangshalle, breitet sich die gesamte Tiefe des Gebäudes vor einem aus. Die Verknüpfung von innen und aussen sowie die grosszügigen Erschliessungsbereiche machen die Orientierung leicht. Im Erdgeschoss finden sich neben den öffentlichen Bereichen die Räume für Therapie und Freizeit. Die fünf Pflegestationen im Obergeschoss gruppieren sich mit ihren gemeinschaftlich genutzten Räumen jeweils um einen der kleinen Innenhöfe. Man schaut in verschiedenen gestaltete Gärten.

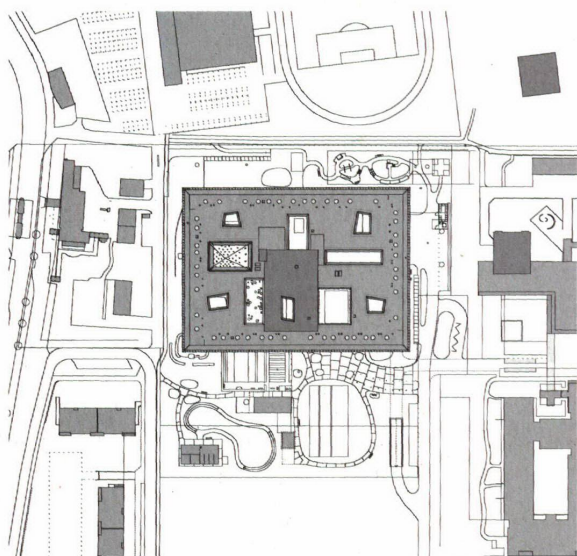
Die zehn Patientenzimmer jeder Station orientieren sich nach aussen. Diese Räume sind mit besonderer Sorgfalt gestaltet, sind sie doch für viele der plötzlich stark in ihrer Bewegung eingeschränkten für lange Zeit die Welt. Eine leichte Wölbung der Decke modelliert den Raum so, dass sich der Bewohner trotz der ganzseitigen Öffnung zur breiten umlaufenden Loggia geschützt fühlt. Der äussere Vorhang aus Holzstangen erhöht diesen Schutz. Die schönste Erfindung in diesem an Erfindungen reichen Gebäude sind die Oberlichter der Patientenzimmer. Schon von weitem sieht man sie wie riesige Seifenblasen auf dem Dach des Zentrums liegen. Mit einem kleinen Teil ragen die Plexiglaskugeln ins Zimmer und tragen schemenhafte Spiegelungen von Himmel, Sonne, den fernen Häusern und den Gräsern des Daches vor die Augen der darunter Liegenden. Abends leuchtet es aus ihrem Innern.

Viel Holz, aber kein Chalet

Mit solchen Erfindungen unterlaufen die Architekten ihre intensive Anwendung von Holz und bewahren das Haus vor einer Chalet-Wirkung. An den Fassaden verbinden Plexiglasknoten die Eichenstangen miteinander. Betrachtet man sie in der Längsrichtung, ver-

fremden die regelmässigen Verdickungen die Stangen, sie wirken wie Bambusstäbe. Im Gegenlicht beginnen die Verbindungsstücke zu leuchten, werden zu Perlen einer Kette, verbreiten hunderte von Hoffnungsschimmern. Im Badehaus verdichten sich die kleinen poetischen Einsprengsel zu einem gewaltigen Schauspiel. Einer der grossen Höfe wird von einer mächtigen Be-

tonpyramide überdeckt. Die 48 runden Öffnungen in diesem Dach sind derart gerichtet, dass sich ihre verlängerten Sehstrahlen genau in der Mitte des Beckens treffen. Im Dunst des warmen Wassers gebündelt, entmaterialisiert das Licht die rohen Betonwände. Spätestens in diesem Raum wird man sich in einem Märchen aus 1001 Nacht wähen. Axel Simon

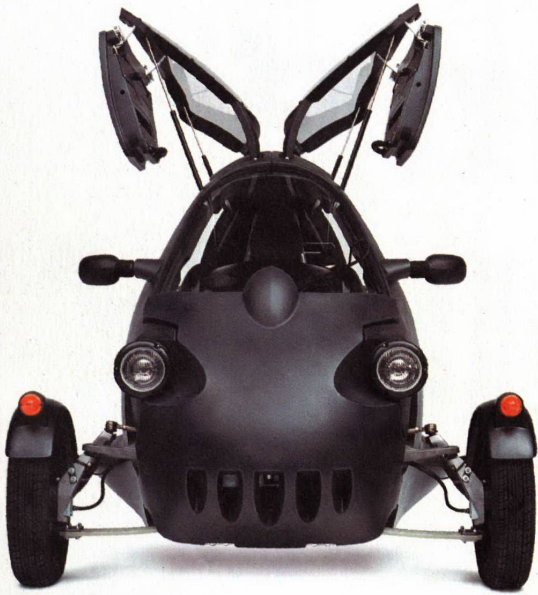


Pläne: Herzog & de Meuron

Fünf grosse Innenhöfe gliedern den 80 auf 120 Meter grossen Block

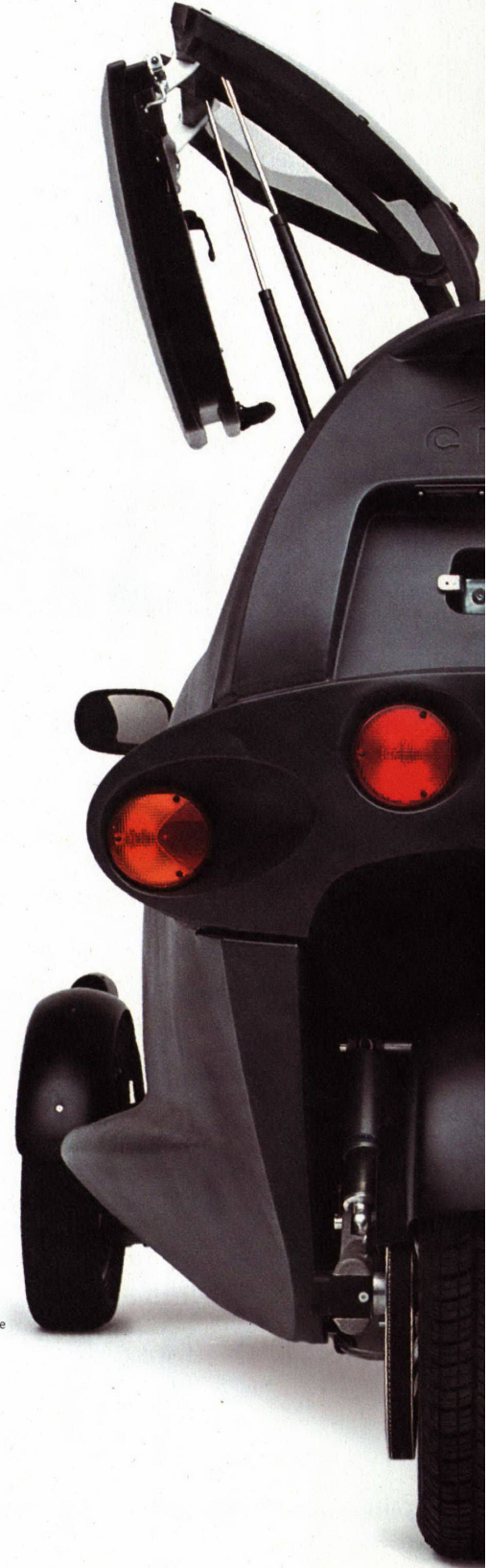
REHAB, Basel
 Zentrum für Querschnittgelähmte und Hirnverletzte, Schweizerisches Paraplegikerzentrum
 Im Burgfelderhof 40, Basel
 Bauherrschaft: REHAB Basel
 Architektur: Herzog & de Meuron, Basel; Proplaning, Basel
 Gesamtprojektleitung: Hardegger Planung & Projektmanagement, Zürich
 Landschaftsarchitektur: August Künzel, Binningen
 Wettbewerb: 1998
 Gesamtkosten: CHF 91 Mio.

Landschaft			Architektur			Design		
1	2	3	1	2	3	1	2	3



Maximal reduziert

Der Hase in Gold in der Kategorie Design geht ans das Elektromobil «Sam» der Firma Cree aus Biel. Das Mobil besticht durch seinen unverwechselbaren Ausdruck und geht mit Ressourcen vernünftig um.



Bilder: Cree



Mit seinem selbstbewussten Aussehen befreit der «Sam» die E-Mobile von ihrem Mauerblümchen-Look und spricht auch ein Publikum an, das beim Fahren Spass erwartet und sich ganz gern in seiner Karosse sehen lässt. Design und Technologie machen einen ausgereiften Eindruck – der «Sam» schafft den Sprung von der blossen Hoffnung zum marktfähigen Produkt. In seiner Klasse lässt der «Sam» punkto Preis und Leistung seine Konkurrenten weit zurück. Rund 12 000 Franken kostet das Pendlerfahrzeug für zwei Personen mit 50 bis 70 Kilometern Reichweite und einer Höchstgeschwindigkeit von 85 Kilometern pro Stunde, die Unterhaltskosten sind mit Kleinwagen vergleichbar.

Umweltfreundlich

Für den Pendler- und Nahverkehr ist der «Sam» eine relativ umweltfreundliche Alternative. Für 100 Kilometer braucht das maximal 545 Kilo schwere Vehikel umgerechnet weniger als einen Liter Benzin. Es verursacht keine Abgase und praktisch keinen Lärm und besteht aus dauerhaften, leicht trennbaren und wiederverwertbaren Materialien, hauptsächlich Aluminium und Polyethylen. Das Chassis in Aluminium und der Elektromotor versprechen eine lange Lebensdauer. Die Ausrüstung verzichtet auf Kinkerlitzchen, selbst eine Heizung fehlt. Die Batterien, dereinst Sondermüll, bleiben per Leasing-Vertrag in der Obhut der Verkäufer.

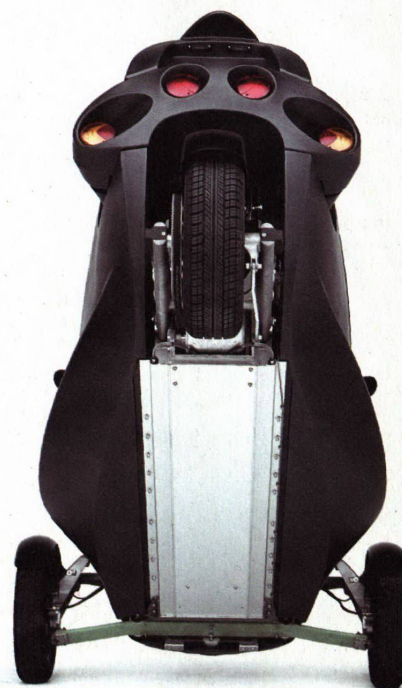
Landschaft			Architektur			Design		
1	2	3	1	2	3	1	2	3



Oben: Den «Sam» gibts bisher in fünf Farben. Mit dem Rotationsgussverfahren liesse sich auch eine transparente «Jellyfish»-Version herstellen

Links: Jean-Luc Thuliez, Erfinder des technischen Konzepts, hat den Antrieb samt Batterien, Ladegerät und Regel-Elektronik in eine Schublade im Alu-Chassis verpackt

Rechts: Das Alu-Chassis ist rostfrei, die Epoxi-Querblattfeder der vorderen Aufhängung ist ein Novum beim Fahrzeugbau



Technisch auf der Höhe

Die Epoxi-Querblattfeder der vorderen Aufhängung, die Karosserie aus bloss vier verschraubten Kunststoffteilen und die Regeltechnik des Motors mit Energie-Rückgewinnung sind drei der besonderen technischen Entwicklungen. Die Entwicklungsgeschichte des «Sam» ist auch die Geschichte von gelungenen Kooperationen mit Partnern aus Forschung und Industrie.

Die Endmontage bedingt weder aufwändige Investitionen noch besonders hoch qualifizierte Arbeitskräfte. Dadurch lässt sich der «Sam» an verschiedenen Standorten in kleinen bis mittleren Stückzahlen montieren. Statt einer einzigen grossen Fabrikation wird es daher, wenn es nach den globalen Plänen der jungen Firma geht, viele kleine Montagewerkstätten im jeweiligen Marktgebiet geben. Aufgabe der «Zentrale» in Biel wäre dann die Entwicklung und die Koordination der verschiedenen Zulieferer. Soweit möglich, haben die Erbauer Halbfabrikate verwendet, zum Beispiel Armaturen von Peugeot.

Marketing-Coup

Als gelungener Coup erwies sich die Kooperation mit Coop. Der Detaillist kaufte 80 Fahrzeuge für rund eine Million Franken und führte sie in der halben Schweiz vor. Über 3000 Fragebögen und über hundert Testfahrerinnen und Testfahrer aus dem Publikum bewerteten den «Sam». Das Medien-Echo war gross. Wenn das Fahrzeug 2002 in die Läden kommt, ist er für viele schon beinahe ein alter Bekannter. Das Vertrauen ist hergestellt – vielleicht die schwierigste Voraussetzung zum Erfolg bei einem Exoten wie dem «Sam».

Schlankes Management

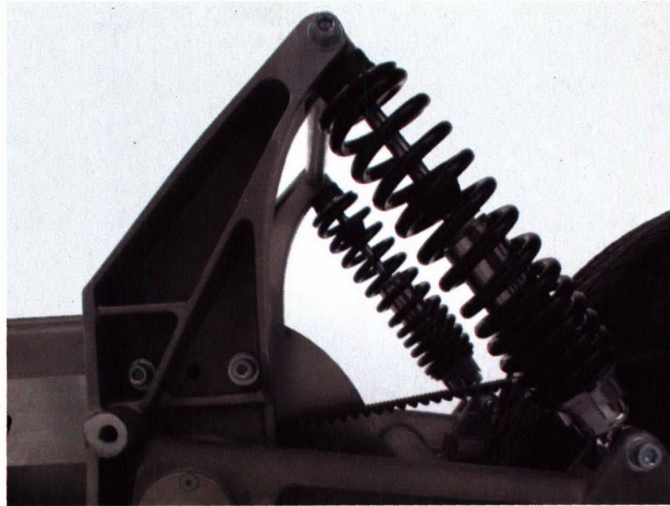
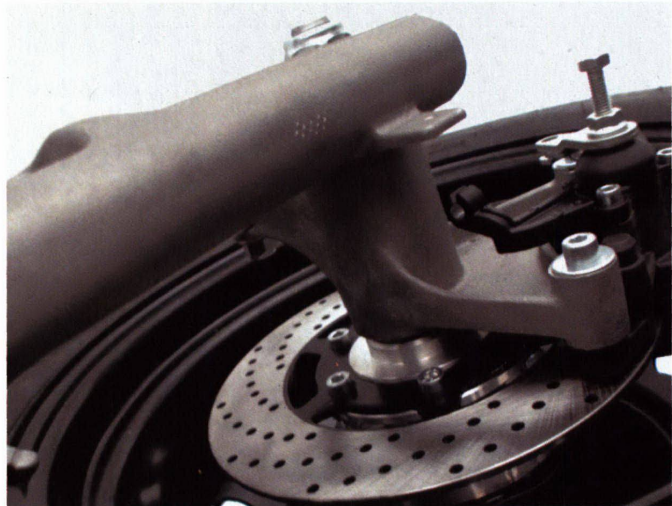
Die Bereiche Design, Technik und Finanzen sind je mit einer erfahrenen Persönlichkeit im Management von Cree vertreten. Geschäftsführer Marc Frehner (35) ist Automobildesigner, Verwaltungsratspräsident Daniel Ryhiner (55) Umweltingenieur und Finanzchef Reiner Martin (47) ist Wirtschaftsingenieur. Seit Beginn an Cree beteiligt sind der Ingenieur Jean-Luc Thuliez, Er-

finder und Patentinhaber des technischen Konzepts, und Ernst Thomke als Spiritus rector und Financier der ersten Stunde. Zum Designteam gehören ausser Marc Frehner Heiko Stahl und Lukas Weiss. Cree beschäftigt zurzeit 15 Mitarbeiter.

Kinderkrankheiten

Noch nicht ausgereift ist die Verriegelungsmechanik und Dichtheit der Türen. Die Fenster lassen sich während der Fahrt nur schwer öffnen und das Motorengeräusch ist beim Anfahren unangenehm laut. Bei Testfahrten traten Probleme mit den Bremsen auf, die sich zu stark erhitzen. Nachdem einzelne «Sams» wegen blockierter Vorderräder den Kopfstand machten, sperrte Cree den Beifahrersitz für die Testfahrten. Laut Marc Frehner soll der «Sam» nach wie vor als Zweiflügliger auf den Markt kommen, die erkannten Mängel würden behoben.

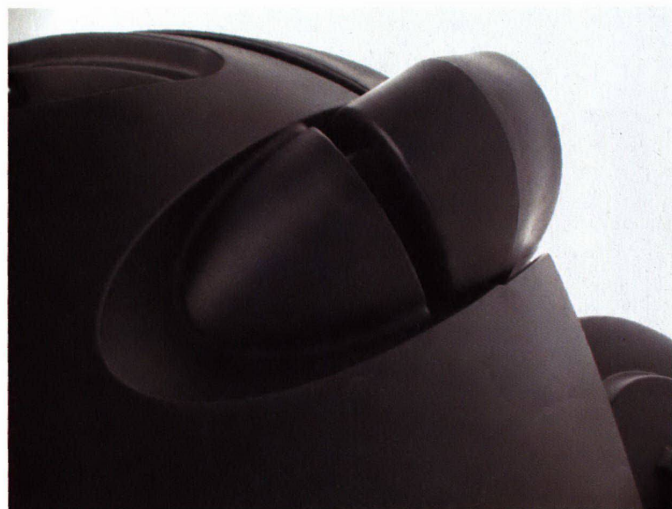
Adalbert Locher



Oben: Sorgfältig ausgestaltete Aluguss-Teile der Antriebsrad-Aufhängung. Ein extrem belastbarer Zahnriemen überträgt die Kraft vom stufenlosen Elektromotor aufs Rad

Mitte: Seitlich bleibt vorn etwas Platz für Gepäck, wenn jemand mitfährt. Verbesserungsbedürftig ist die Tür- und Fensterverriegelung

Unten: Das prall ausgeformte Rücklicht prägt die Heckpartie. Die beiden oberen Karosserie-Schalen sind miteinander verschraubt, der Fensterrahmen zeigt seine Konstruktion



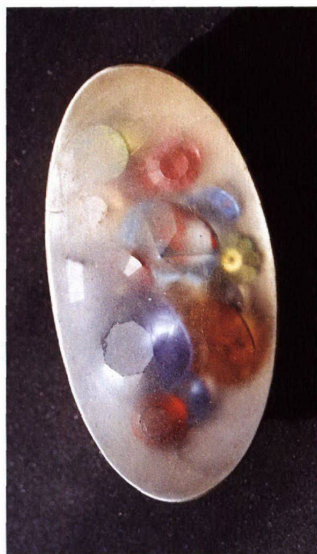
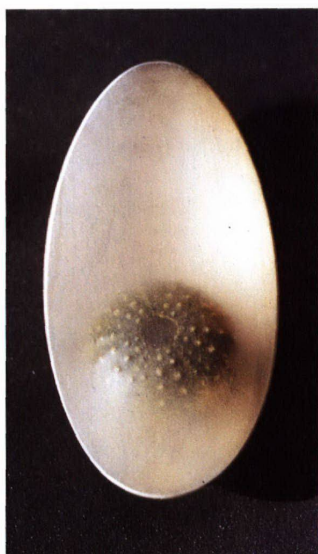
Landschaft			Architektur			Design		
1	2	3	1	2	3	1	2	3

Heute schon Glück gehabt?

Der Hase in Silber im Design geht an die Berner Schmuckgestalterin Simone Gugger. Sie schuf mit «Ludmilla» ein Schmuckstück, das Herz und Verstand miteinander verbindet.



«Ein heutiges Objekt, das für die Zukunft gedacht ist», kommentierte die Jury das Schmuckstück mit individuellem Innenleben «Ludmilla». Sie zeichnete die Diplomarbeit der Berner Industrial Designerin HGKZ Simone Gugger mit dem Hasen in Silber aus, weil sie die Individualität des Schmuckstücks weiterführt. Handschmeichler, Talisman, Schmuckes: Persönliche Erinnerungsstücke und Objets trouvés lassen sich, sofern klein genug, im halbierten Silberpanzer unterbringen, geschützt von einer straff gespannten Gummimembran. Sie hält den Gegenstand an Ort und Stelle fest und lässt die Devotionalien gleichzeitig schemenhaft und geheimnisvoll erscheinen. Wie zwei Löffel liegen zwei Schalen ineinander, verbunden durch eine



Bilder: Simone Gugger

Federachse: Gefäss und Befestigung in einem, lässt sich «Ludmilla» an Rocksaum, Hutkrempe, Hosenstulpe klippen. Jäger, Sammler, sentimentale Gemüter kennen das Problem: Wohin mit der hingekritzelter Notiz, dem Manschettenknopf des Abtrünnigen, den Steinchen, getrockneten Blütenblättern, Schnipseln und Bändchen? Wohin mit all den zerbrochenen Perlen, die den Lebensweg säumen? Auch in Zeiten der kruden Entblössung von Körper und Seele verschwinden persönliche Kleinigkeiten zusammen mit den Geschichten, die sie verbinden, verschämt in Schachteln und Schächtelchen. Hervorgeholt allenfalls in melancholischen Augenblicken oder, wenn es der Zufall will, beim Aufräumen. Simone Gugger befreit sie aus ihrem klandesti-

nen Dasein, macht sie öffentlich und zum Anreiz für Gedanken und Gefühle fremder Betrachter. Wird hier aus Tiefen chaotischer Schubladeninhalte ans Tageslicht gezerrt, was seinen Charme nur im Privaten entfalten darf? «Der Träger entscheidet, was er ausstellt», antwortet Simone Gugger.

Irrationaler Inhalt, rationale Form

«Ans Glück glauben, ist der erste Schritt, um zu ihm zu kommen», ist die 27-jährige frühere Dekorationsgestalterin überzeugt. «Damit man besser ans Glück glauben kann, braucht es Handlungen und Dinge, die den Willen zum Glück symbolisieren.» «Ludmilla» sei daher als Talismanhülle zu verstehen. Sie nimmt persönliche Kostbarkeiten, aber auch immaterielle Wün-

sche und Hoffnungen für eine Weile auf, verwandelt sie vielleicht in Glück und lässt sie wieder ausschlüpfen. «Die positive Kraft muss von den Trägern selbst ausgehen», meint Simone Gugger.

«Ludmilla» ist eine gelungene Symbiose von Herz und Verstand, eine Qualität, die auch andere Arbeiten Simone Guggers auszeichnet. «Cocasse» beispielsweise ist ein hauchdünner Glaskörper in einer schimmernden Patrone, die für wenig Geld am Automaten auf der öffentlichen Toilette zu beziehen sein soll. Herausziehen, zerbrechen, ans Glück glauben, lautet die Gebrauchsanweisung. Und auch der «Kläfer» hat nur das Beste im Sinn: Eine perforierte Marke in zweimal halbrunder Form sieht wie ein abstrahiertes

Glückskäferchen aus. Geteilt und auf die Handrücken zweier sich nahe stehenden Personen geklebt, sagt der «Kläfer»: «Ich drück dir die Daumen.» «Meine Arbeit will gute Wünsche materialisieren, es geht nicht um ein Objekt, das Glück garantiert», präzisiert Simone Gugger. «Das Bedürfnis nach urtümlichen Ritualen ist auch beim modernen Menschen gross und erfordert entsprechende Erfindungen.» Die einfache Form liesse sich in grossen Stückzahlen fertigen. Vorerst ist «Ludmilla» eine in Kleinserie hergestellte Trouville aus dem Atelier von Simone Gugger im Zürcher Maag-Areal. Sie kostet in Silber rund 800 Franken.

Franziska K. Müller

Simone Gugger, 01 / 271 12 02
s.gugger@tiscalinet.ch

Oben: Ein Fetisch oder Talisman für jeden neuen Tag oder solange eine Liebe hält
Unten: «Ludmilla» lässt sich einfach klippen



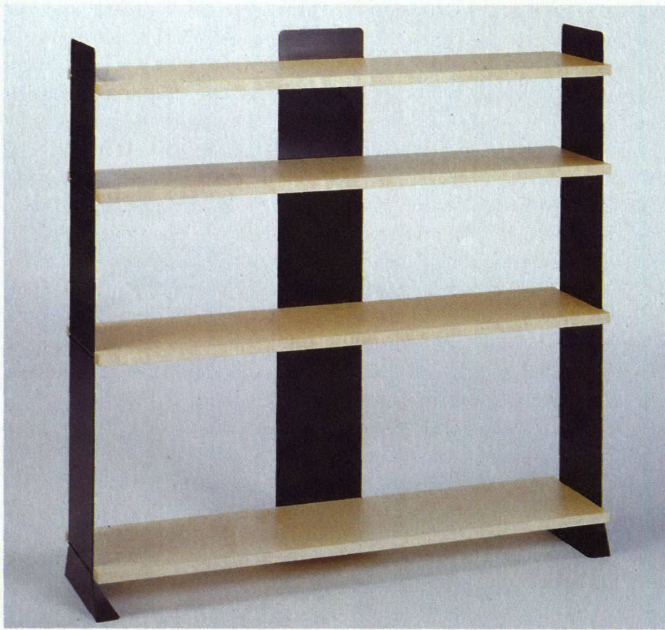
Bild: Matthias Bünzli

Landschaft			Architektur			Design		
1	2	3	1	2	3	1	2	3

Neue Schweizer Moderne

Den Hasen in Bronze in der Kategorie Design verleiht die Jury dem Konzept «Klassiker.ch» von Oliver Spies.

Er konzipiert die Neuauflage einiger Möbelentwürfe der so genannten Schweizer Moderne.



Zerlegbares Büchergestell, Wilhelm Kienzle, Entwurf 1930

Die Jury verleiht den Hasen in Bronze nicht für ein neues Möbel, sondern für ein Konzept, Möbelklassiker neu aufzulegen. Sie will damit den Blick für gute bestehende Produkte schärfen. Ein Ausweichmanöver? Nein. Auch zeitgenössisches Möbeldesign hätte die Jury auszeichnen können, Vorschläge gab es genug. Die Jury setzt damit ein Zeichen, das Karussell der Moden nicht stets schneller drehen zu lassen, werden doch auch Möbel allmählich zu Lifestyleprodukten, die immer schneller nach Ersatz rufen. Die Jury lobt die Zusammenstellung der Möbel und das Vertriebskonzept von «Klassiker.ch», das neue Wege geht und günstigere Preise ermöglicht.

Oliver Spies' Angebot ist eine Dienstleistung zwischen Endkunde und Hersteller. Über die Homepage www.klassiker.ch kann man Möbel bestellen, der Hersteller liefert sie direkt, je nach Modell mit unterschiedlichen Lieferfristen. Der Direktvertrieb hält die Preise möglichst niedrig. Sehen kann man die Möbel zum Beispiel beim Museum für Gestaltung in Zürich, weitere «Schau-fenster» sind vorgesehen. Die Vermittler erhalten eine Provision für ihre Tätigkeit, bisher verzichteten aber alle darauf. Den Vorwurf, dass er den Einzelhandel konkurrenzieren, weist Oliver Spies zurück: «Mit Ausnahme einer Kopie des Moser-Sessels sind die Produkte, die ich im Sortiment habe, im Einzelhandel gar nicht erhältlich. Ausserdem spreche ich ein ganz anderes Kundensegment an, weil ich keine Beratung anbiete.»

Die Produkte

Im Moment bietet «Klassiker.ch» acht verschiedene Produkte an: «Short Chair» und «Long Chair» von Marcel Breuer, das zerlegbare Regal (Modell 2722) von Wilhelm Kienzle, den Altdorfer Liegestuhl, einen Freischwingersessel mit losem Sitzrahmen und einen Klapptisch von Werner Max Moser, die Landi-Bank von Alfred Altherr und den Rollcontainer «Boby» von Joe Colombo. Nächsten Frühling sollen noch weitere dazukommen. Ausgewählt hat Oliver Spies vor allem Schweizer Möbel, die schon einmal eine relativ grosse Verbreitung hatten, dann aber vom Markt verschwanden. Sie müssen auch aus heutiger Sicht funktionieren, designgeschichtlich erwähnenswert und ökologisch vertretbar sein. Ausserdem dürfen die Möbel nicht schon im Einzelhandel erhältlich sein. Sein Lieblingsbeispiel ist das Regal von Wilhelm Kienzle, das zeitlos gestaltet ist und effizient mit dem Material umgeht. Bei «Klassiker.ch» kostet es im Vergleich zum letzten Ladenpreis vor zwölf Jahren weniger als die Hälfte.

Zusammen mit Embru

Die meisten der reeditierten Möbel wurden ursprünglich von der Firma Embru in Rüti im Zürcher Oberland hergestellt, die auch die Lizenzen besitzt. Embru arbeitete mit Entwerfern wie Marcel Breuer, Siegfried Giedion, Wilhelm Kienzle, Le Corbusier, Werner Max Moser und anderen zusammen. Heute bringt man die Firma eher mit Spitalbetten in Zusammenhang. Embru hat



Der «Altdorfer-Liegestuhl», Werksentwurf 1949

seine Vergangenheit aber nicht vergessen und schon lange geplant, alte Modelle wieder aufzulegen. Peter Lepel, Geschäftsführer von Embru: «Die Motivation war da, es brauchte eine Initialzündung und die brachte Oliver Spies mit seinem Projekt.» Embru rechnet aber nicht mit grossen Stückzahlen beim Verkauf und sieht das Ganze auch als Imagepflege.

Originalgetreu

Oliver Spies verwendet viel Sorgfalt darauf, die Möbel so herstellen zu lassen, wie sie ursprünglich produziert wurden. Er recherchiert, welcher Plan stimmt, und stöbert in Antiquitätengeschäften, um die Originalprodukte zu studieren. Zu seinen Aufgaben gehören auch die lizenzrechtlichen Abklärungen. Bei jedem Möbel stellen sich neue Probleme. Um den heute nicht mehr gebräuchlichen Rohrdurchmesser von 24 mm beim Freischwingersessel von Werner

Max Moser zu erreichen, mussten zum Beispiel spezielle Werkzeuge hergestellt werden. Oft ist es schwierig, die ursprünglichen Herstellungsverfahren mit dem heutigen Produktionsablauf in Einklang zu bringen.

Das Buch zu den Möbeln

Zur Arbeit von Oliver Spies gehört auch das Buch «über Möbel», das er zusammen mit Peter Lepel veröffentlichte (HP 11/01). Das Buch erzählt Designgeschichte aus der Sicht des wichtigsten Herstellers der Schweizer Moderne und ist mit vielen Fotografien aus dem Firmenarchiv illustriert. Im Buch wird auch deutlich, wie klein die Stückzahlen der produzierten Möbel waren. Die meisten Modelle wurden in den Dreissigerjahren weniger als hundertmal verkauft. Nur drei Möbeltypen brachten es auf Verkaufszahlen von über 1000. Jetzt erhalten sie eine zweite Chance. Barbara Müller



Dreibeiniger Klapptisch, Werner Max Moser, Entwurf 1931